

(Nachdruck verboten.)

81 Das Gemeindegeld.

Erzählung v. Marie v. Ebner-Eschenbach.

Einmal rief er laut: „Bist da?“ richtete sich im Halbschlaf auf, wiederholte: „Bist da?“ tastete suchend umher und erwachte darüber völlig. Mit der Schnelligkeit des Blitzes, mit der Gewalt des Sturmes kam das verwaisende Gefühl der Trennung über ihn und warf ihn nieder. Der harte Junge brach in Tränen, in ein leidenschaftliches Schluchzen aus, weckte die Leute in der Stube, weckte die Häusler, seine Wandnachbarn mit seinem Geheul. Die ganze Gesellschaft kam herbei, bedrohte ihn, und da er taub blieb für jede, auch die nachdrücklichste Ermahnung, wurde er mit vereinten Kräften zur Tür hinausgeschleudert.

Das war eine tüchtige Abkühlung, selbst für den heißesten Schmerz. Pabel blieb eine Weile ganz ruhig und still auf der fest gefrorenen Erde liegen. Die ihm neue und gräßliche Empfindung einer ungeheuren Sehnsucht verminderte sich allmählich, und eine alte wohlbekannte trat an ihre Stelle: Trotz, kalter wühlender Groll.

„Wartet,“ dachte er, „wartet, ich werde Euch!“

Der Entschluß, ein Ende zu machen, war gleich da; der Plan zu dessen Ausführung reifte langsam in Pabels schwerfälligem Kopfe. Nachdem aber die große Anstrengung, ihn auszudenken, überstanden war, erschien dem Burschen alles übrige nur noch wie Spielerei. Er wollte ins Schloß eindringen, die Schwester entführen, mit ihr über die Berge in die Fremde gehen, sich als Arbeiter verdingen und nie wieder den Vorwurf hören, daß er der Sohn seiner Eltern sei.

Mit dem Bewußtsein eines Siegers erhob sich Pabel vom Boden und ging im weiten Wogen hinter den Häusern des Dorfes dem Schloßgarten zu. Die Pfeife des Nachwächters warnte freundlich vor den Wegen, die zu vermeiden waren. Auf den Feldern lag harter, hoher Schnee; die Erde schimmerte lichter als der Himmel, an dem die bleiche Mondesichel immer wieder hinter treibendem Gewölk verschwand. Pabel gelangte ans Gartengitter, überkletterte es und ließ sich von oben in die Fichten und dann von Zweig zu Zweig zu Boden fallen. Da befand er sich nun im Garten, wußte auch, in welcher Gegend desselben, in der dem Dorf entgegengesetzten, der besten, die er hätte wählen können, für jetzt sowohl wie später zur Flucht. Von steigender Zubericht erfüllt, ging er vorwärts . . . immer gerade aus, und man muß zum Schloße kommen. Was dann zu geschehen hätte, malte Pabel sich nicht deutlich aus; er ging, Milada zu befreien, das war ihm herrlich klar, und mochte alles übrige Zweifel und Ratlosigkeit sein, der Gedanke erleuchtete ihm die Seele, den hielt er fest. Daß er jämmerlich zu frieren begann in seinen elenden Kleidern, daß ihm die Glieder steif wurden, gränzte ihn nicht; aber schlimm war's, daß immer tiefere Finsternis einbrach und Pabel alle Augenblicke an einen Baum anrannte und hinfiel. Wenn er auch das erste Mal gleich wieder auf die Beine sprang, beim zweiten Male schon kam die Versuchung: „Weiß ein wenig liegen, rasten, schlafen!“ Trotzdem aber erhob er sich mit starker Willenskraft, tappte weiter und gelangte endlich ans vorgesezte Ziel — ans Schloß. Hochauf schlug ihm das Herz, als er an die alte verwitterte Mauer griff. Weiß Gott, wie nahe er der Schwester ist; weiß Gott, ob sie nicht in dem Zimmer schläft, vor dessen Fenster er jetzt steht, das er zu erreichen vermag mit seinen Händen. . . . Es könnte so gut sein — warum sollte es nicht? Und leise, leise fängt er an zu pochen. . . . Da vernimmt er dicht am Boden ein knurrendes Geräusch, auf kurzen Beinen kommt etwas herbeigekrochen, und ehe er sich's versteht, hat es ihn angegriffen und sucht ihn an der Kehle zu packen. Pabel unterdrückt einen Schrei; er würgt den Rötter aus allen seinen Kräften. Aber der Rötter ist stärker als er und wohlgeübt in der Kunst, einen Feind zu stellen. Das Geheul, das er dabei ausstieß, tat seine Wirkung, es rief Leute herbei. Sie kamen schlaftrunken und ganz erschrocken; als sie aber sahen, daß sie es nur mit einem Kinde zu tun hatten, wuchs ihnen sogleich

der Mut. Pabel wurde umringt und übertätigt, obwohl er raste und sich zur Wehr setzte wie ein wildes Tier.

8.

Was Pabel im Schloße gewollt, erfuhr niemand, aber die Hartnäckigkeit, mit der er jede Auskunft verweigerte, bewies deutlich genug, daß er die schlechtesten Absichten gehabt haben mußte. Einbrechen wahrscheinlich oder Feuer anlegen; dem Kerl ist alles zuzutrauen. So sprach die öffentliche Meinung, und die mit Elternrechten ausgestattete Gemeinde beschloß Pabels exemplarische Bückigung durch den Herrn Lehrer Habrecht in Gegenwart der sämtlichen Schuljugend.

Der Lehrer, ein kränklicher, nervöser Mann, verstand sich äußerst ungern zur Ausübung des ihm zugemuteten Strafgerichts. Seine Ansicht war, daß solche vor einem jugendlichen Publikum vorgenommene Exekution dem selten nützt, an dem sie vollzogen wird, und denen, die ihr zusehen, immen schadet. „Dieses Vieh wird durch den Anblick ein noch ärgeres Vieh,“ äußerte er, viel zu derb für einen Pädagogen. Man hatte, wenn auch nicht ganz überzeugt, seine Einwendung oft gelten lassen, dieses Mal fruchtete sie nichts.

An dem Tage, der zur Bestrafung des nächtlichen Einschleichers bestimmt war, übernahm ihn denn der Lehrer seufzend aus den Händen der Schergen und führte ihn am Schopfe bis zur Tür der Schulstube. Hier blieb er stehen, hob den gesenkten Kopf des Knaben in die Höhe und sagte:

„Schau mich an, was schaust denn immer auf den Boden, schlechter Bub!“

Nicht liebevoll waren diese Worte, und doch, woran lag es denn, daß sie dem Pabel ordentlich wohlthaten, und daß sogar die Art, in der der Herr Lehrer ihn dabei an den Haaren faßte, etwas Vertrauen Einflößendes hatte und wie eine Herzstärkung wirkte?

„Fürcht Dich, Du Boßnidel, Du Trognidel! Fürcht Dich!“ fuhr jener fort, machte schreckliche Augen und schwang mit äußerst bezeichnender Gebärde den dünnen Arm in der Luft. Und Pabel, aus dem seit drei Tagen kein Wort herauszubringen gewesen, der seit drei Tagen keinem Menschen ins Gesicht geschaut hatte, richtete mit einem Male seinen scheuen Blick blinzeln auf den Lehrer und sprach mit einem halben Lächeln:

„Ich fürcht mich aber doch nicht!“

Aus der Schulstube hatte es früher herausgesummt wie aus einem Bienenkorbe, dann war das Summen in wüsten Lärm übergegangen, und jetzt wurde da drinnen geraust und die besten Plätze zum bevorstehenden Schauspiel. Der Lehrer brummte unwillig vor sich hin und schüttelte Pabel von neuem:

„Wenn Du Dich schon nicht fürchtest, so schrei, schrei was Du kannst, rat ich Dir!“ sagte er, öffnete die Tür und trat ein. Sogleich wurde es still in der Stube, nur einzelne unwillkürliche Ausrufe befriedigter Erwartung ließen sich hören: freundschaftlich rückte man aneinander in den Bänken; die rührendste Eintracht herrschte. Der Lehrer stellte Pabel neben das Katheder und sah sich nach der Rute um. Da er sie eine Weile nicht fand oder nicht zu finden schien, rief eine Stimme: „Dort im Fenster steht sie, im Winkel.“ Die Stimme kam aus einer der letzten Reihen und gehörte dem Arnost, dem Sohne des Häuslers, bei dem Virgil zur Miets wohnt. Pabel ballte die Faust gegen ihn, was zu einem Gemurmel der Entrüstung Anlaß gab. Mehr als hundert Augen richteten sich schadenfroh und gehässig auf den braunen zerlumpten Jungen. In ihm lockte die Galle, und so klar er zu denken vermochte, so klar dachte er: „Was hab ich Euch getan? Warum seid Ihr meine Feinde?“

Habrecht gebot Stille und hielt eine Ansprache, in der er die Schuljugend auf eine merkwürdige Enttäuschung vorbereitete. „Ihr seid voll Vergnügen. Warum? Wieso? Tum Euch die Prügel wohl, die ein anderer kriegt? Paßt auf! Weh tun werden sie Euch! Jeder von Euch.“ — seine Stimme senkte sich zu einem geheimnisvollen Geflüster, und er streckte den Zeigefinger langsam gegen das Auditorium aus: „Jeder, der dasißt und vor Schadenfreude aus der Haut fahren möchte, wird bald vor Schmerz aus der Haut fahren mögen. Jeder, der herglockt und zuschaut, wie ich meine Schläge ansteile,

„Wird sie mitspüren. . . mitspüren!“ wiederholte er feing unheimliche Prophezeiung, bei der ihm selbst zu gruseln schien. „Und jetzt geht acht, was der Herr Lehrer kann!“

Alle Kinder schauderten vor dem Wunder, das sich an ihnen vollziehen sollte; nur noch von der Seite streiften zage Blicke den gefürchteten Mann, dessen Erscheinung in ihrer Länge und Magerkeit etwas Gespenstisches hatte. Die Buben stierten zu Boden, die Mädchen verdeckten die Augen mit den Schürzen.

Der Lehrer aber ging rasch ans Werk. Mit fabelhafter Geschwindigkeit ließ er die Fuchtel um den Kopf des Delinquenten wirbeln und führte dann eine Anzahl Hiebe, die Pabel für die Einleitung zur eigentlichen Strafe hielt. Statt diese jedoch folgen zu lassen, sprach der Lehrer plötzlich: „Herrgott, da fällt mir jetzt die Brille herunter. . . Heb sie auf. . . Für die Strafe bedanken kannst Du Dich nach der Stunde.“

Pabel starrte ihn mit stumpfsinnigem Staunen an; er wartete noch auf die richtigen Wiche — da hörte er, daß er sie schon habe, und erhielt den Befehl, sich zu setzen: — auf den letzten Platz in die letzte Bank.

Der Lehrer zog das Taschentuch, wischte sich den Schweiß von der Stirn, nahm umständlich eine Priese und begann den Unterricht.

Arnost, der so rot war wie ein Krebs, flüsterte seinem Nachbar zu: „Hast g'schaut?“ „Ein bißel,“ antwortete der. — „Spürst was?“ — „Ich spür's im Buckel.“ — „Mich brennt's am Ohr.“ — Ein neugieriges kleines Ding von einem Mädchen, das zufällig mit einem Auge an einen Riß in der Schürze geraten war und ihn zum Auslugen benützt hatte, gestand einigen Gefährtinnen, daß es meine, auf lauter Erbsen zu sitzen.

Nach beendigter Lehrstunde wollte Pabel sich mit den anderen davonmachen; aber der Schulmeister hielt ihn zurück, betrachtete ihn lange mit stechenden Blicken und fragte ihn endlich, ob er sich schäme.

Pabel antwortete leise: „Nein!“

„Nein? Wieso nein? Hast aller Scham den Kopf abgebissen?“

Der Bursche versiel wieder in das hartnäckige Schweigen, das der Lehrer an dem armseligsten und seltensten Besucher seiner Schule kannte. Bisher hatte er ihn laufen lassen, heute jedoch, als er ihn strafen sollte für eine unerwiesene Schuld, Mitleid mit ihm gefühlt. Um diese Regung tat's ihm nun leid, und er fuhr giftig fort:

„Aufgewachsen in Schande, ja wirklich schon aufgewachsen, bald vierzehn Jahre — an die Schande gewöhnt, weiß nicht einmal mehr, wie sie tut!“

Nun sprach Pabel: „Weiß schon,“ und den Mund des Kindes verzerrte ein alternder Zug verbissener Bitterkeit. Er hatte nicht verstanden, was der Herr Lehrer früher gewollt mit seinen Schlägen, die beinahe nicht weh taten; daß er ihm jetzt den Jammer seines Lebens vorwarf, verstand er wohl.

„Weiß schon,“ wiederholte er in einem Tone, durch dessen angezwungene Redheit unbewußt ein tiefer Schmerz drang.

Der Lehrer betrachtete ihn aufmerksam — er war das verkörperte Elend, der Puhl — Nicht durch die Schuld der Natur. Sie hatte es gut mit ihm gemeint und ihn kräftig und gesund angelegt; das zeigte die breite Brust, das zeigten die roten Lippen, die starken, gelblich schimmernden Zähne. Aber die wohlwollenden Absichten der Natur waren zerschanden gemacht worden durch harte Arbeit, schlechte Nahrung, durch Verwahrlosung jeder Art. Wie der Junge da stand mit dem wilden braunen Haargestrüpp, das den stets gesenkten Kopf unverbhältnismäßig groß erscheinen ließ, mit den eingesunkenen Wangen, den vortretenden Backenknochen, die magere derbe Gestalt von einem mit Löchern besäten Rod aus grünem Sommerstopp umhangen, die Füße mit Fetzen umwickelt, hob er einen Anblick, abstoßend und furchtbar traurig zugleich, weil das Bewußtsein seines kläglichen Zustandes ihm nicht ganz verloren gegangen schien. Lange schweig der Lehrer, und auch Pabel schwieg; aber immer verdrossener ließ er die Unterlippe hängen und begann verstohlen nach der Thür zu sehen, wie einer, der eine Gelegenheit zu entweichen wahrzunehmen sucht.

Da sprach der Lehrer endlich: „Sei nicht so dumm. — Wenn Du aus der Schule draußen bist, sollst Du denken: wie kann ich hinein und nicht, wenn Du drin bist; wie kann ich hinaus?“

Pabel stutzte; das war nun wieder ganz unerklärlich und

stimimte mit der weitverbreiteten Meinung überein, der Schulmeister vermöge die Gedanken der Menschen zu erraten.

„Geh jetzt,“ fuhr jener fort, „und komm morgen wieder und übermorgen auch, und wenn Du acht Tage nacheinander kommst, kriegst Du von mir ein Paar ordentliche Stiefel.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Schnauzl.

Von Karl Schönherr.

(Schluß.)

Da läßt der Karrner allgemach das Pfeifen sein; steht auf. Langsam, schwer und ungeschlacht, als hielte ihn der Boden gewaltig fest. Endlich steht er auf den Beinen. Bläst sorgsam jedes Stäubchen vom Ärmel; jeden Grashalm streicht er umständlich von Poppe und Hose, als ob es bei seinen zerlumpten paar Fetzen auf einen Grashalm ankäme. Aber ich meine, er wollte nur Zeit gewinnen.

Endlich, endlich schickt er sich zum Gehen an:

„Schnauzl, komm!“

Der Schnauzl zuckt auf; sieht befremdet seinen Herrn an. Das ist nicht mehr geredet; das geht aus Leben. Aber der Schnauzl erhebt sich pflichtschuldig; studiert ängstlich seines Herrn Miene; schleicht schau an ihm vorbei und drückt sich an die Mutter. Springt an ihr hinauf, leckt ihr die Hand, tut ihr schön. Aber die Mutter sagt:

„Geh' nur, Schnauzl!“

Schiebt ihn von sich und wendet sich, als wollte sie weinen.

Der Karrner etwas freundlicher:

„Komm', Schnauzl! Wir geh'n ein Hazerl suchen . . . im Wald . . . ein Hazerl . . .“

Ah du mein Gott! Ein Hazerl! Der Schnauzl ist nicht von geistern. Das merkt doch jeder Hund, daß es heute nicht seine Richtigkeit hat. Aber er ging. Wird der Schnauzl nicht folgen, wenn der Herr ihn ruft? Demütig, mit eingezogenem Schweiflein trippelt er neben dem Karrner her; schau, bang an dem finstern Manne hinaufblinzelsnd, aber immer hart an seiner Seite.

Hinter dem Erlebusch neben der „Waldsee-Froschlade“ hält der Karrner still; sieht sich schnaufend um. Das Hündchen mit der großen Angst in den Augen bleibt auch stehen, pflichtschuldig. Und tut zärtlich wie noch nie. Springt und wedelt an seinem Herrn hinauf; schmiegt und drückt sich an ihn; leckt ihm die Hände; noch einmal . . . und noch einmal. Wenn es seinen Herrn nur jetzt ein bißchen froher machen könnte. Das Hündchen mit der großen Angst in den Augen macht seine drolligsten Kunststücke vor; sonst hatte sein Herr dazu immer gelacht. Aber heute ist schon einmal alles umsonst. Der Karrner schaut finster wie eine Bettelwolke.

Bis zur „Waldsee-“ bringt das Getreische der hungrigen Raben:

„Vater, ol Mutter, ol!“

Er greift nach dem Stechmesser.

Zieht der Schnauzl den Schweif ein; legt sich platt auf den Boden; springt wieder winselnd auf; will fliehen und bleibt doch wieder. Wird der Schnauzl von seinem Herrn geh'n! Nein. Da bleibt er, und soll er daran sterben. Sagt der Karrner tief aufschnauzend:

„Schnauzl! Es muß sein! Das Schimmelköpfl nagt an ein' alten Ledersied!“

Und sticht das Hündchen mit dem Messer. Fällt das Köterlein hin und wedelt noch. Als wäre ihm nun leichter, da das Blut zu fliehen beginnt. Der Karrner hält es nicht aus. Läuft ein Stück weit in das Wirtenbergerwäldchen und hebt zu fluchen an, daß sich Baum und Sträucher biegen. Wünscht der ganzen Menschenbrut einen einzigen Hals, und der sollte ihm unter sein Stechmesser kommen.

Als er nach einer Weile wieder näher kam, lag der Schnauzl ruhig; den Kopf ein wenig zur Seite geneigt; so lag er da und war tot. Nun ja! Wenn es sein muß!

Als der Vater heimkam, da waren die Kinder froh. Der Vater hat ein „Hazerl“ heimgebracht, schön ausgeweidet, ganz weidmännisch. Der Schnauzl habe das Häschen aufgejagt, und der Schnauzl werde bald nachkommen; jage nur noch ein bißchen im Walde herum, so zu seinem Vergnügen.

„Der Schnauzl ein Hazerl“ junden . . . der Schnauzl“, weint und lacht das Schimmelchen.

Bald brennt vor dem Karren ein lustiges Feuer. Leuchtet wie ein Freudenfeuer in die neblige Herbstnacht des „Spridrig“. Die Kinder tanzen um die Pfanne, in der das „Häschen“ schmort; jauchzen und wackeln mit den zausigen Köpfen. Ja, wenn man ein Hazerl hat . . . da ist leicht gesotten und gebraten.

Der Vater hockt abseits. Seine Augen flackern

Die Mutter hebt von Zeit zu Zeit den Deckel von der Pfanne; wendet den Braten um und wischt sich zwischendrein über die

Augen; denn sie hat zum Feuern grünes Holz genommen; das macht so viel Rauch. Schlägt auch den Kindern mit dem Kochlöffel auf die Finger; denn die Rangen können es kaum mehr erwarten. Wollen das „Häschen“ halb roh aus der Pfanne greifen.

Die Mutter sieht ihnen zu und seufzt vor sich hin: „So schön Bratl geben hat er können . . . und wachsam . . . Tag und Nacht immer drei Schritt' vor dem Karren!“ Und wischt sich heftig über die Augen, denn der Abendwind blies ihr den Rauch von dem erlöschenden Feuer gerade mitten in das Gesicht.

Der Vater sitzt abseits. Die Kinder nagen jedes Weinlein glatt und sauber wie Elfenbein; nur das Schimmelköpfl läßt ein winziges Fleischstückchen an dem letzten Knöchelchen hängen. Ein kleines, kleines Bröcklein will es für den Schnauzl sparen; der Schnauzl war ja so brav und hat das Häschen aufgejagt. Kleinschimmelchen steht vom Essen auf, rafft mit seinen fettigen Vatschhändchen alle Weinlein zusammen und lockt und ruft in den Wald hinein:

„Snauzl . . . Snauzl! Jetzt ist er nit da, weil i für ihn einmal Knöchelchen hätt' . . . Snauzl . . . Snauzl . . .“

Aber da wurde der Vater wild: „Marsch ins Strohl kein' Mufser mehr! Oder schlag' euch alle tot!“

Da fürchten sich die Kinder und krochen nacheinander in den Karren; hinter ihnen die beiden Alten. Schließen auch bald ein. Sollen die Aerzte hundertmal anders sagen — mit vollen Wagen schläft sich's doch besser.

Der Vater hatte eine unruhige Nacht. Immer wieder fuhr er schlaftrunken aus dem Karrenstroh. Er hörte im halben Schlafe den Schnauzl bellen.

„Was er nur heut' hat . . .“, murrte er zwischen Schlafen und Wachen, und steckt den Kopf unter der Plache hervor: „Pst! Schnauzl! Sei still!“

Bis ihn die kalte Nachtluft anwehte und vollends munter machte. Da besann er sich:

„Ach, ja sol' Der bellt nimmer!“ Und warf sich schwer fluchend wieder aufs Ohr. Und es war eine lange Nacht.

Albanesen.

Albanesen haben den albanesischen Soldaten standrechtlich erschossen, dessen Ehrgefühl durch die Belästigung preußischen Militärdrills zur Blutrache gereizt wurde. Albanesishe Soldaten bietet die Türkei auch auf, um die immer unruhigen Gebirgler im nördlichen Gebiet Albaniens zu händigen. Es ist eine alte Uebung, daß die Türkei die tiefwurzelnde Stammesfeindschaft, die besonders zwischen den Albanern des Nordens und des Südens besteht, zu ihrer gegenseitigen Unterdrückung und Vernichtung benützt.

Die Bewohner Albaniens, jenes Gebietes der Balkanhalbinsel am Adriatischen Meer, das im Norden von Serbien, im Süden von Griechenland begrenzt wird, bieten in der europäischen Zivilisation das Schauspiel eines Volkes, an dem die technischen, wirtschaftlichen, politischen und geistigen Fortschritte der Jahrhunderte fast spurlos vorübergegangen sind. Die Abgeschlossenheit ihres Landes von den großen Verkehrsstraßen hat die kulturelle Unberührtheit, aber auch zugleich die nationale Selbsterhaltung der Albanesen bewirkt. Ein armes, rauhes, kräftiges Volk von Hirten, Ackerbauern und Soldaten, die sich seit alten Zeiten auf alle Schlachtfelder der Welt verlaufen, hat es stolz und tapfer bisher seine eigentümliche Unabhängigkeit von jeder Regierungsgewalt bewahrt, obwohl es nur einmal auf kurze Zeit im 15. Jahrhundert, damals als ihr noch heute legendarisch gefeierter Nationalheld Sclanderberg sich siegreich gegen die Türken behauptete, ein wirklicher selbständiger Staat gewesen und seitdem türkischer Herrschaft formell unterworfen ist.

Die Albanesen, die sich selbst Schkipetaren, d. i. Felsbewohner, Hochländer nennen, die Arnauten nach der türkischen Bezeichnung, werden heute auf 1 900 000 geschätzt. Darin sind einbegriffen die 200 000 Albanesen, die in Griechenland wohnen, sich dort mit den Griechen vermischen, ihre Stammesart aufgeben, dafür aber den Griechen bedeutende Freiheitskämpfer geschenkt haben, und die 100 000 in Italien verstreuten und aufgelösten Stammesgenossen. In dem Völkertumult des Balkans bilden sie wohl den ältesten Bestandteil; illyrischer Herkunft, sind sie wohl noch früher als die Griechen eingewandert, mit denen sie verwandt sind. Sie zerfallen in eine große Anzahl kleiner Stämme, die miteinander verfeindet sind, sich in blutigen Feinden gegenseitig aufreiben; man sondert sie in zwei Hauptgruppen: die Uegen im Norden, die Tosken im Süden. Sie haben es zu keiner einheitlichen Schriftsprache gebracht, nicht einmal zu einheitlicher Schrift. Ihre Sprache ist mit romanischen, türkischen, griechischen Elementen reich vermischt. Auch religiös sind sie zerplittert: zwei Drittel, und zwar die Wohlhabenden, sind Mohammedaner, das letzte Drittel verteilt sich zum größeren Teil auf die griechischen und zum kleineren Teil auf die römischen Katholiken. Sie legen wenig Wert auf ihr religiöses Bekenntnis. So eiferfüchtig sie ihre Rationalität wahren, so gleichgültig ist ihnen die Kirche, der sie angehören: „da, wo das Schwert ist, da ist auch der Glaube,“ so lautet einer ihrer Weisheitsjäge. Es gibt keinerlei Volksbildung in

Albanien; nur wenige können mühsam lesen, ein paar ihren Namen schreiben. Von den Erzeugnissen der technischen Entwicklung kennen sie nur, was zum Kriegshandwerk gehört. Noch heute dienen sie und da aufgeblasene Ziegenschläuche als Fahrzeuge auf den Flüssen. Sie besitzen keine geschichtlichen Aufzeichnungen, überhaupt keine geschriebene Literatur. Nur ein Schatz von Märchen, verstreuten Schöplingen der großen einheitlichen Phantasie-Internationale, von Liedern, Sprichwörtern, Rätseln pflanzen sich mündlich fort.

Die Albanesen gehören zu den schönsten Rassen des Balkans. Hochgewachsen, schlank, feurig, mit feurigen Augen in dem reinen Obal ihres Gesichtes sind sie unermüdbliche Kletterer und Gänger, immer bewaffnet, mit einem natürlichen sofort schlüssigen Scharfsinn begabt, zeigen sie in jedem Zug ihren nationalen Stolz und tragen in leichter, etwas theatralischer Bewegung ihr griechisches Faltentüchchen.

Wer 500 Ziegen und Schafe besitzt, gilt als reich, wessen Herden 1500 Stück erreichen, als sehr reich. Der Ackerbau ist untergeordnet: Mais, Gerste, Wein sind die Haupterzeugnisse. Die Armut trieb sie, ihren Leib in Kriegsdiensten zu verkaufen. Christliche Albanesen bildeten ganze Regimenter der Neapolitaner, die mohammedanischen Albanesen stellen sehr wertvolle Truppenteile des türkischen Heeres. Das Kriegshandwerk spiegelt sich in den albanischen Rätseln: „Einer, der forgeht und niemals zurückschaut“ (die Kugel des Gewehrs); oder: „Einer, der Schwarzes frißt und Rotes ausspeit“ (das Gewehr). Ihre Lebensbedingungen erklären ihre Lebensverfassung. Die Wohlhabenden wohnen in einzelnen Höfen mit festen Türmen, die ärmeren in weitverstreuten Weilern. In ihren Wohnungen findet sich kaum Hausrat, die Hütten sind manchmal ohne Türen, der Rauch zieht durch ein einfaches Loch in der Decke ab, die Fenster sind ohne Glas und werden im Winter mit Papier verklebt. Sie schlafen ungekleidet auf dem Boden, Reis und Mais ist ihre Hauptnahrung. Nur bei den Feste geht es stattlicher her, da werden lüppigere Speisen aufgetragen, da wird gesungen und getanzt. Jede Horde hat ihren eigenen Sänger, gewöhnlich einen Familiengreis, der den Enkeln von den Taten ihrer Vorfahren und den Leistungen des gegenwärtigen Häuptlings singt. Es herrscht ein weitgehender Familienkommunismus, unter der harten Diktatur der väterlichen Gewalt, die bis zum höchsten Alter bleibt. Väter und Söhne haben kein Sondergut, alles wird gemeinsam verwaltet, auch wenn die Söhne in der Ferne irgendwo ihr Brot sich verdienen. Da die Männer meist in der Fremde sind, liegt den Frauen die Sorge des Hauses ob, sie bestellen die Felder und Weinberge, pflegen das Vieh. Das Los der Frauen ist wie überall auf dieser Entwicklungsstufe, schwer. Sie sind Sklavinnen, mehr noch der Schwiegereltern, als des Mannes. Der Vater verlobt seine Söhne schon als Kinder, als Knaben heiraten sie schon Mädchen mit 12 Jahren. Der Bräutigam kauft die Braut — früher wurde sie geraubt — die nicht einmal ihre eigenen Kleider behält. Der Gatte ist der unbeschränkte Herr seines Weibes. Er kann sie prügeln, auch wegschicken; noch größere Gewalt hat der Schwiegervater über die Schwiegertochter. Auch in den äußeren Sitten prägt sich diese Verachtung der Frau aus. Es gilt als unschicklich, wenn die Frau im Beisein von anderen mit ihrem Manne plaudert, ja, sie darf ihn nicht einmal beim Namen nennen. Und niemals wird der Ehemann vor andern seiner Frau eine Zärtlichkeit erweisen oder nur mit ihr scherzen. Herrisch und rauh spricht er mit ihr.

Die Familie haftet solidarisch für alle Vergehen eines einzelnen Mitgliedes. Zwischen den einzelnen Stammeshorden wird Blutrache gelibt, die man in neueren Zeiten aber auch, um die Ausrottung ganzer Familien zu verhindern, mit Geld ablöst. Die Verfassung ist patriarchalisch-demokratisch. Die höchste Gewalt übt das Volk selbst in Volksversammlungen aus, die im Laufe des Jahres mehrmals stattfinden. In der Volksversammlung muß von jedem Hause wenigstens ein Vertreter erscheinen. Wer ausbleibt, muß eine Strafe von zwei bis vier Schafen zahlen. Die Volksversammlung entscheidet über alle Angelegenheiten des Bezirks, der Gesetzgebung, der Verwaltung und der Justiz. Der Stammeshäuptling leitet die Verhandlung und unterbreitet die Vorschläge. Vier bis sechs Häuser stellen je einen Unterhäuptling, die Gjobaren. In den Volksversammlungen werden namentlich die Bußen festgesetzt, die durch Uebertretung der bestehenden Weideregungen, durch Feldfrevel entstehen. Die Bußen werden in der Regel in Schafen bezahlt, während der Versammlung eingetrieben und dann unter die Gjobaren verteilt. Diese Volksversammlungen entscheiden auch über Einschränkungen der Blutrache.

Durch das Kriegshandwerk bedingt ist die weitverbreitete Sitte der Bruderschaften. Zwei junge Leute können sich als Brüder adoptieren und sind sich dann auf Tod und Leben verpflichtet. Solche Paare bilden auch größere Verbände. Aus diesen Verhältnissen erwächst sich wohl auch die Sitte der Knabenliebe, die besonders bei den Uegen herrscht. Schilderungen, die die Uegen selbst von dieser Knabenliebe geben, erinnern in ihrer schwärmerischen Reinheit an die Darstellungen von Platon Symposium. So schilderte ein Uege dem besten Kenner Albaniens seine Gefühle: „Veranlassung zur Liebe gibt der Anblick eines schönen Jünglings; dieser erzeugt in dem Betrachtenden das Gefühl der Bewunderung und öffnet die Türen seines Herzens dem Genuß, welche die Betrachtung dieser Schönheit gewährt. Nach und nach stellt sich die Liebe ein und bemächtigt sich des Liebenden in dem Grade, daß sein Denken und Fühlen in ihr aufgeht. Er beobachtet, wie der Kussling geht, wie er sich bewegt,

Wie er die Augen auf und niederschlägt und mit den Frauen zukt,
wie er die Lippen öffnet und schließt, er horcht auf den Ton seiner
Stimme. Er vermeidet es, ihn mit der Hand zu berühren und küßt
ihm nur selten die Stirn zum Zeichen der Verehrung, weil dort die
göttliche Schönheit strahlt.

Der Knabenliebe ist auch dieses ghegische Lied gewidmet:

Du findest keinen Vogel, der singt,
Alle sitzen und weinen.
Der ärmste Liebhaber, wie schwer duldet er!
Denn sie trennen ihn von dem Lieblich.
Die Sonne, welche am Morgen aufgeht,
Ist wie du, o Knabe, wenn du um mich bist;
Wenn sich mir das schwarze Auge zuwendet,
Kreißt du mir Leben und Verstand aus dem Kopfe.

Die dem anderen Geschlecht gewidmeten Liebeslieder sind im
Gegensatz zu dem schwärmerisch sentimental Weisen der Knaben-
liebe voll derben Spottes, und zeigen wiederum die Verachtung der
Frau. So heißt es in einem Frühlinglied an ein Mädchen:

Der Frühling ist gekommen,
Die Aose ist aufgeprungen,
Die Knospen öffnen sich.
Wäge das künftige Jahr
Auch keinen Knochen mehr von dir finden.

Ein tieferes und weideres Gefühl verrät das Abschiedslied des
Soldaten, der seine Gefährtin daheim lassen muß:

Ich ging hinaus, Kameraden, hinaus ging ich,
Ich nahm die Fahne und wanderte;
Durch die Bergspalte ging ich über das Gebirge;
Ich wandte meinen Kopf und schaute zurück;
Die Augen wurden mir voll Tränen.
Ich ließ dich zurück, o Hausfrau,
Ich ließ dich hinter mir als Stellvertreterin zurück,
Als Stellvertreterin in meiner Sache,
Durch dich besteht noch mein Haus.

In neuerer Zeit sind auch politische Lieder entstanden, die den
Siegeszug revolutionärer Kultur beweisen. In den Tagen des
Berliner Kongresses sangen die Albaner eine Marseillaise.

Das Volk wird in diesem Kampflied aufgerufen, sich nicht durch
die Religion trennen zu lassen:

Hört nicht auf die Hodschas und Priester,
Denn Gott ist für alle Einer;
Die wollen unter uns Unkraut säen
Und unsere Bruderschaft zerstören.

Kleines feuilleton.

Kunst.

Ein Tiermaler. Bei Schulte, Unter den Linden, zeigt
Heinrich Bügel eine Reihe trefflicher Bilder von Tieren und all
den Geschöpfen, die das Licht auf dem Fell der Kinder und in
der Wolle der Schafe vollbringen. Es ist heute nicht mehr
notwendig zu beweisen, daß eine Ziege blau und ein Dachs
violett und die Luft wie ein zerstäubter Regenbogen aus-
schauen kann; das haben die Leute mittlerweile gelernt. Einst
ärgerten sie sich darüber und hielten den Maler, der die Kühe
nicht braun und die Geißlein nicht schneeweiß machte, für
einen Tollhändler. Auch das wollte ihnen gar nicht gefallen,
daß die Tiere nicht fein artig, bis auf das einzelne Haar des
Schwanzes durchgezeichnet waren, so etwa wie die Spitze von
Ludwig Richter. Heute haben sie sich auch daran gewöhnt, sie
glauben es jetzt, daß die lockere Elastizität eines Schaffelles durch
temperamentvoll lockere und elastische Pinselstriche, durch Farbflöden
am besten wiederzugeben ist. Sie glauben auch, daß die Kühe nicht
friert herumlaufen und der Maler recht tut, wenn er von dem
Almen und dem Dunskreis der Kreatur, von dem Ritzern der Rüstern,
etwas von dem ewig stauenden in seine Bilder mit hineinmalt. So
weit wären wir also heute, und wer nicht just blind oder ein un-
heilbarer Philister ist, der nimmt die in Farben sprühenden und
unter prasselnder Sonne aufbrechenden, die dampfenden und
brüllenden Tiere, wie sie Bügel malt, als das Selbst-
verständliche. Solche Wandlung der Zuschauer ist erfreulich, sie be-
deutet eine Bereicherung, eine Höherentwicklung des Auges. Man
sollte darob nie vergessen, daß der Künstler es war, der den
Weg in das Neuland wies. Man sollte an dem Beispiele der Bilder
Bügels ein für allemal verkennen, über einen Maler zu lachen, auch
wenn er noch so merkwürdige und bisher unbekannte Dinge auf
seiner Leinwand verkündet.

Nicht immer ließ Bügel das Fell der Kinder in bunten Spielen
leuchten und die Wunder des Himmels sich auf den schwarzen
Kolossten spiegeln, nicht immer wandelte er Kühe und
Däsen in tönende Instrumente, die Hymne der Sonne
zu verkünden. Dazu kam er erst später, nachdem er durch
Frankreich und Belgien gereist war, um dort an sich

selber das Wunder vom Schenlernen des Lichtes und der Luft, des
Staubes und der perlenden Feuchtigkeit zu erfahren. Bis dahin
hatte er mehr das Psychologische als das Optische gemalt. Er hatte
frühzeitig die Tiere kennen gelernt; mit seines Vaters Schafen lag
er auf der Weide und wurde der Seele des Tieres vertraut, die sich
in dem Blick der Augen, in dem Falten des Felles, in dem Pendeln
des Schwanzes offenbart. Es gibt einen Zusammenhang zwischen
der modernen Naturforschung und der Malerei von Bügel und deren
um ihn. Gewiß, am Anfang zeigen Bügels Bilder oft eine Episode,
einen Schafmarkt oder eine Schafwäsche, mit all dem Darum
und Daran des Dorfes und der Bauern. Da weiß man noch
nicht recht, ob es die Tiere oder die Menschen sind, die ihn
am meisten interessieren. Bald aber wird das deutlich, und wenn
man dann sieht, wie ihn die schlottige Hisslosigkeit neugeborener
Lämmer tief rührt und heftig erregt, wie er das Knacken in den
Gelenken einer jungen Ziege erhört, wieviel Freude ihm die feuchte
Weichheit eines Dachsenmaules bereitet, welches Behagen ihm die
sonnenstrahlene Faulheit gelagerter Schafe verschafft, wenn
man so sieht, wie Bügels Instinkt sich auf alle Regungen
des Animalischen einstellt, dann erkennt man den Maler
des Tieres, den Porträtisten der Schafe und der Kinder. Die
große, dem Blut des Schäfersohnes innewohnende Leidenschaft zum
Tier hat Bügel auch später nicht darangegeben; auch als er die
Sonne entdeckte, blieb er ein Herdengenosse und hatte nun doppelte
Freude, seine Lieblinge mit dem Zaubermantel aus goldenem Feuer
und farbig zuckenden Flammen zu schmücken. Seine Tiere wurden
ihm zu Gefäßen und Offenbarern der atmosphärischen Feste. Nun
wetterleuchteten die Kühe in Blau und Violett und die Schafe in
Violett und Blau.

R. Br.

Medizinisches.

Zur Verhütung der Masern. Die Masern haben den
für die Wissenschaft peinlichen Ruhm, eine der am weitesten ver-
breiteten Krankheiten zu sein, deren Erreger bis auf den heutigen
Tag noch nicht entdeckt worden ist. Vielleicht hat der Umstand, daß
nur verhältnismäßig wenige Menschen auch unter den Kindern an
dieser Krankheit sterben, dazu geführt, daß die ihr gewidmete Auf-
merksamkeit nicht so lebhaft gewesen ist, wie bei anderen ansteckenden
Krankheiten. Auch der Umstand, daß eine einmalige Erkrankung
in den meisten Fällen einen dauernden Schutz verleiht, mag in
derselben Richtung mitgewirkt haben. Immerhin ist diese
Lücke unseres Wissens umso mehr zu bedauern, als die
Masern zu den ansteckendsten von allen Leiden gehören und in
dieser Hinsicht nur mit dem Pocken und dem echten Typhus ver-
glichen werden können. Auch müssen wir es als eine Schmach be-
trachten, daß durch die Einschleppung von Masern aus Europa nach
fernen Ländern und besonders nach den Inselgruppen der Südsee
Epidemien erzeugt worden sind, die an Heftigkeit mit jeder anderen
Seuche wetteiferten. Das bekannteste Beispiel ist die Masernepidemie
auf den Fidji-Inseln, wo im Jahre 1875 in vier Monaten 40 000
Eingeborene starben, deren Gesamtzahl überhaupt nur 150 000 be-
trug. Diese Tragödie ist der stärkste Beweis dafür, wie verheerend
Krankheiten, die in anderen Ländern als vergleichsweise harmlos
gelten, unter Völkern auftreten, denen sie bis dahin ganz unbekannt
gewesen waren. Da ähnliche Fälle noch jetzt jederzeit eintreten
können, so sollte die Bekämpfung der Masern in jedem Lande mit
möglichster Kraft betrieben werden. Die darauf gerichtete Arbeit
wird dem Menschen von der Natur sehr erleichtert.

Der Erreger der Masern, wie er auch beschaffen sein mag, ist
jedenfalls ein empfindliches Wesen, das schon durch Sonnenlicht und
frische Luft getötet werden kann, ganz zu schweigen von
eigentlichen Desinfektionsmitteln. Es müßte also sehr wohl
möglich sein, die weitere Verbreitung der Masern zu verhindern,
wenn eine Erkrankung eingetreten ist. Die Schwierigkeit besteht nur
darin, daß die Ansteckung anderer Familienmitglieder gewöhnlich
bereits erfolgt ist, wenn der unverkennbare Hautausschlag bei einem
von ihnen sich erst zu zeigen beginnt. Dennoch läßt sich die An-
steckung meist vermeiden, wenn die ersten Merkmale der Krankheit
genügend beachtet werden. Diese bestehen gewöhnlich in schumpfen-
artigen und katarrhalischen Erscheinungen, die zunächst
den Folgen einer gewöhnlichen Erkältung gleichen. Gerade
während dieser Zeit ist infolge der starken Ausscheidungen der
Nase und des Stuhlandes die Ansteckungsgefahr besonders groß. Da-
her sollten es sich Eltern zur Pflicht machen, ein Kind schon dann
von seinen Geschwistern zu trennen, wenn es noch nicht sicher ist,
ob es nur an einer leichteren Erkältung oder an Masern erkrankt
ist. Hat der Hautausschlag sich zu zeigen begonnen, so ist es dazu
eben gewöhnlich zu spät. Der Kranke sollte also möglichst bald
in einen entlegenen Raum gebracht und nur von einer einzigen
Person bedient und gepflegt werden, die schon eine Masern-
erkrankung hinter sich hat. Dem Arzt sollte ein keineswegs Ueberkleid
zur Verfügung gestellt werden, das er nur in dem Krankenzimmer selbst
trägt und bei seinem Verlassen wieder ablegt. Vor allem muß aber
für eine gründliche Desinfektion aller Gegenstände Sorge getragen
werden, die mit dem Kranken in Berührung gekommen sind. Wäcker
und Spielzeug sind am besten ganz zu vernichten. Die Zeit der
Abperrung muß auf mindestens drei Wochen bemessen werden,
wenn keine Verwickelungen eintreten. Das Krankenzimmer selbst
muß danach besonders gründlich geküsst und der Sonne ausgesetzt,
außerdem noch mit Formaldehyddämpfen desinfiziert werden.